

„Der Zeitpunkt war da, für mich was zu tun“ Eine Fallstudie zu einem Gewaltverbrechen im Kontext von Alkoholmißbrauch und -abhängigkeit

(Heidi Möller, Berlin)

Nahezu 80% aller in der Bundesrepublik begangenen Straftaten werden unter Einwirkung von Alkohol verübt. Dabei sind nicht nur die Delikte zu sehen, in denen die Schuldfähigkeit vom Gericht als gemindert (§ 21 StGB) oder gar als ausgeschlossen (§ 20 StGB) angesehen wird. In vielen anderen Fällen, wie auch in der hier vorliegenden Einzelfalldarstellung, spielt der Alkoholabusus eine wichtige Rolle, ohne daß er sich in der Urteilsfindung niederschlägt.

Als ein besonders tragisches Beispiel einer Mesalliance aus Alkoholabusus und sexueller Verstrickung in ein sadomasochistisches Beziehungsmuster sei die Lebensgeschichte von Gertrud erzählt. Sie stammt aus den neuen Bundesländern, aus denen uns wenig kriminologisches Material mit authentischem Wert zur Verfügung steht, so daß auf westdeutsche kriminologische Daten zurückgegriffen wurde (vgl. Trube-Becker 1974). Sie ist sehr viel älter als die durchschnittliche, „typische Mörderin“. Ihre Lebens- und Leidensgeschichte ist durchtränkt von Leidenschaften, Alkoholexzessen und Prügelein.

Gertruds Biographie wurde in einer Haftanstalt etwa 1 Jahr vor ihrer Entlassung in einem ca. 3 Stunden dauernden narrativen Interview (Schütze, 1977) erhoben. Die Auswertung fand mit Hilfe des zirkulären Dekonstruierens (Jaeggi/Faase, 1991) statt.

Gertruds Lebenslauf

Gertrud wird 1933 geboren. Ihr Vater betreibt eine Zimmerei. Die Mutter ist Hausfrau und unterhält mit Hilfe der Kinder eine kleine Landwirtschaft. Sie ist das einzige Mädchen in der Familie. Die fünfte von insgesamt 6 Geschwistern. Sie beschreibt sich selbst als ein freches Kind, das sich viel mit anderen Kindern prügelt. Sie selbst nimmt an, daß sie sich, da so klein von Wuchs, auf diese Weise Gehör verschaffen mußte. In der Schule bekommt sie in „Betragen“ stets die Note „ausreichend“. Mit anderen Mädchen kann sie nicht viel anfangen, sie spielt ausschließlich mit Jungen. Auch zu ihrer Mutter fühlt sie sich nicht sonderlich hingezogen. Sie spürt, daß diese die Brüder bevorzugt. So verhält sie sich ihr gegenüber indifferent, bleibt auf Abstand, nachdem sie merkt, daß sie auch mit Wut die Aufmerksamkeit der Mutter nicht binden kann.

Ihr Vater hingegen ist ihr ein und alles. Als sie 16 Jahre alt ist, stirbt er. Danach bricht eine Welt für sie zusammen, als sei sie aus dem Paradies gefallen. Den Tod des Vaters hat sie bis heute nicht verwunden. Neben dem emotionalen Verlust erlebt sie auch einen sozialen Abstieg. Sie geht von der Kaufmännischen Schule ab, der Zimmereibetrieb wird geschlossen und die wirtschaftliche Situation der Familie verschlechtert sich enorm. Die Brüder versuchen kollektiv den Vater zu ersetzen, jedoch besteht ihre Fürsorge im wesentlichen in der Ausübung von Kontrolle. Sie überwachen die Art ihrer Schwester, sich zu kleiden und beobachteten genau, wann und mit wem sie ausgeht.

Im Laufe ihres Lebens geht Gertrud den verschiedensten Tätigkeiten nach. Über eine berufliche Qualifikation verfügt sie nicht. Sie arbeitet u. a. in Kindertagesstätten, Kran-

kenhäusern, bei der Reichsbahn und im Bergbau. Arbeit stellt für sie einen hohen Wert dar. Sie taucht immer wieder als zentrale Kategorie auf. Arbeiten können, viel, fast unmenschlich viel arbeiten, ist bedeutsam für Gertrud. Männer sind ihr die liebsten Kollegen, in sogenannten Männerberufen zu bestehen, erfüllt sie noch heute mit Stolz.

Von ihrem 18. Lebensjahr an versucht sie krampfhaft, schwanger zu werden. Sie unterhält verschiedenste Männerkontakte, immer zu jüngeren Partnern, andere kommen für sie nicht in Frage. 1955 wird ihr erster Sohn außerehelich geboren. Sie hätte sich eine feste Verbindung zum Vater ihres Kindes gewünscht, seine Familie aber, so gibt sie an, sei dagegen gewesen. Der Mann geht dann in den Westen, bittet sie, ihm zu folgen, was sie mit Rücksicht auf ihre Brüder, von denen zwei bei der Volkspolizei sind und ihre Mutter, die sie versorgen muß, nicht tut.

1961 wird der zweite Sohn geboren. Von dem Vater des Kindes trennt sie sich, da er ihr „zu sehr von sich eingenommen“ erscheint. Sie hatte ihn in einem Auffanglager kennengelernt. Dort war sie verlobt gewesen, der weitere Kontakt wird nach ihren Angaben durch den Staat verhindert. Insgesamt bleibt die Zeit zwischen 1949 (Tod des Vaters) und ihrer ersten Eheschließung während des Interviews im Dunkeln.

1963 heiratet sie. Ihren späteren Ehemann kennt sie von klein auf, sie hatte ihn zweimal im Kinderferienlager betreut. Er fragt sie unvermittelt in einem Gasthaus, ob sie ihn heiraten wolle. Sie stimmt spontan zu, auch weil alle anderen dagegen sind oder sich zumindest wundern. Ihr Mann ist gelernter Polsterer, arbeitet jedoch genau wie sie in unterschiedlichsten Bereichen.

Die Ehe beginnt bald problematisch zu werden. Die zunächst sporadisch auftretenden „Anfälle“ des Mannes, gekennzeichnet durch Unberechenbarkeit, Willkür und hohes Aggressionsniveau, steigern sich in ihrer Frequenz sehr rasch. Gewalttätige Übergriffe sind an der Tagesordnung. Alkohol ist oft im Spiel, jedoch gibt es ebenso heftige Auseinandersetzungen körperlicher und verbaler Art, wenn ihr Mann nicht betrunken ist. In den Zeiten zwischen den Streits schildert sie ihren Partner als den liebsten und nettesten Mann, den man sich denken kann. Er habe sich für seine Ausbrüche nachher immer geschämt. Sie berichtet von einigen Selbsttötungsversuchen ihres Mannes. Sie habe ihn manchmal behandeln müssen „wie ein dreijähriges Kind“.

1966 wird die gemeinsame Tochter geboren. Die psychische und physische Grausamkeit ihres Mannes steigert sich immer weiter. Ein paar Jahre später reicht sie, um dem Ehemann einen „Denkzettel“ zu verpassen, die Scheidung ein. Sie habe sich nicht wirklich trennen wollen, mit dem Rechtsanwalt habe sie besprochen, daß er durch die Einschaltung offizieller Gremien vielleicht wieder zur Vernunft zu bringen sei. Beide kommen jedoch trotz der vollzogenen Scheidung nicht voneinander los.

Gertrud sucht auf Vermittlung durch ihren Chef zusammen mit ihrem geschiedenen Mann eine Psychiaterin auf. Diese habe ihn für schwer krank erklärt, was ihr Mann mit Genugtuung aufgenommen habe. Sie versucht zu erklären, ihren Mann zur „Überlegung“ zu bringen und scheitert. Sie schlägt ihm vor, die Stadt und den Beruf zu wechseln, sieht darin eine Chance zum Wiederanfang. Sie heiratet ihren Mann zum zweiten Mal, als Grund dafür nennt sie, daß beide auf andere Weise keine Wohnung erhalten hätten. Alle Arbeitskollegen werden zu ihrem Schutz eingeweiht, trotzdem gehen die Auseinandersetzungen weiter. Sie sucht immer mal wieder Unterschlupf bei ihren inzwischen erwachsenen Kindern. Die Hilfe, die sie durch ihre Familie erfährt, wertet sie aber als unzurei-

chend. Auch andere Versuche, wegzukommen, schlagen fehl, wegen mangelndem Wohnraum, wie sie sagt. Auch die Unterstützung des „Hausfreundes“, sie vom Ehemann wegzubringen, scheitert.

1988 läßt sie sich, kurz vor der Silberhochzeit, zum zweiten Male scheiden. Sie weiß sich keinen Rat mehr, wird zunehmend hilfloser.

Ihre Tochter wird inhaftiert, das Enkelkind, das Gertrud hauptsächlich allein aufgezogen hat, wird in ein Heim gegeben. Da Gertrud auf jeden Fall verhindern will, daß das Kind dort verbleiben muß, willigt sie zum dritten Mal in eine Heirat ein. Räumlich getrennt hatten sich die Eheleute ohnehin nicht. Als er das Einverständnis zur Adoption der Enkeltochter zurückzieht, ihr damit ihren innigsten Wunsch abschlägt und zunehmend mehr Alkohol trinkt, die Arbeit verweigert, eskalieren die Auseinandersetzungen.

Im März 1989 erwürgt Gertrud ihren Mann im Schlaf. Auch von dem toten Mann kann sich Gertrud nicht trennen, so daß er noch einige Tage in ihrer Wohnung verbleibt. Sie wird inhaftiert und später zu zwölf Jahren Haft verurteilt. Die Untersuchungshaft und den Beginn der Strafhaft verlebt sie im Frauenzuchthaus. Unter so zahlreichen Frauen zu sein, stellt für sie zunächst eine Schwierigkeit dar. Sie kennt die Regeln weiblichen Zusammenlebens nicht, geschweige denn die in Frauengefängnissen herrschenden Interaktionsmuster, da sie Zeit ihres Lebens stets an und auf Männer orientiert war. Trotz ihrer Verhaltensunsicherheiten lobt sie den Trost und die Fürsorge, die ihr im Frauenzuchthaus entgegengebracht werden.

Heute lebt sie in einem Frauengefängnis, für sie gelten die Regeln des offenen Vollzuges. Ihre Strafe ist nach der Wende bei der Aktenüberprüfung durch West-Richter auf sechs Jahre verkürzt worden. Dadurch wird eine Entlassung nach 2/3 der Strafzeit, also nach vier Jahren möglich. Sie hat ein Gnadengesuch gestellt, das nach ihrer Ansicht Aussicht auf Erfolg hat. Gertrud rechnet mit ihrer Entlassung in Kürze. Durch die Hilfe einer Betreuerin verfügt sie bereits über eine möblierte Wohnung in B. Dort wird sie zusammen mit einem inzwischen gefundenen „Lebenskameraden“ einziehen und wünscht sich ein paar Jahre in Ruhe und Frieden mit ihm. Ihren neuen Lebenspartner lernte sie durch Vermittlung einer Mitinhaftierten kennen. Zunächst schrieben sie sich Briefe und sie verliebten sich ineinander. Inzwischen hat sie ihn bereits dreimal besucht. Er ist auch inhaftiert, seine Entlassung hängt, wie Gertrud erzählt, von der ihren ab. Vermutlich fungiert sie als seine „positive Sozialprognose“. Das Verhältnis der beiden zueinander wird offensichtlich von der Justiz unterstützt.

Interviewauszüge und deren Interpretation

1. Kindheit und Jugend

Gertrud wächst zusammen mit fünf Brüdern auf. Sie hat nur angenehme Erinnerungen an ihre Kindheit: „So war das Leben schön, solange mein Vater lebte, war alles wunderbar“.

Sich selbst schildert sie als einen ganz besonderen „Rüpel“: „Ich kann Ihnen ehrlich sagen, ich war die Schlimmste zwischen die fünf, ja, ich war schlimmer wie 'nen Junge. Mein Vater hat immer gesagt, lieber 'nen Sack Flöhe hüten als ein Mädchen ... Ich war das kleinste Ding, was da rum lief in der Familie, ja, aber die Frechste. Ich habe, ich hab nur Mist im Kopp gehabt, ehrlich ... ich war so bis in die siebte Klasse. Ich hab in Betragen ne vier gehabt. Gelernt hab ich gut, aber in Betragen hatte ich immer ne vier.“

Der Kontakt zu Jungen bestimmt auch ihre Schulzeit: „Ich war immer mit den Jungs zusammen, nie mit die Mädchen ... Ne, mit die Mädchen nicht, die mochte ich nicht, die waren, ich weiß es nicht ... Ne, die (Mädchen) waren mir zu weichlich erst mal, ja, da konnte man nischt mit anfangen ... Ich habe immer zu denen gehalten, die stärker waren, wissen 'Se ..., wenn die sich geprügelt haben, dann mußte ich auch mit prügeln.“

Aus dem kurzen Interviewausschnitt wird deutlich, daß Gertrud phallisch identifiziert ist. Alles Weiche, Schwache und Weibliche wehrt sie massiv ab. Hintergrund dessen mag der Blick der Mutter gewesen sein: „Ja, wissen 'Se, meine Mudder war son Typ, sie war nicht schlecht zu mir, die hat sich auf ihre Jungs, ihre Jungs waren ihr ein und alles, ja, die son Typ Mensch, der auch Jungs ...

Aber wenn ich das dann später nachvollzogen hab, war ich im Grunde genommen genau wie sie.“

Wie sehr sie den Blick ihrer Mutter, die Weiblichkeit abwertete, übernommen hat, wird daran deutlich, daß sie stets Männerberufe ausgeübt hat und sich in ihrem Leben nur auf Männer orientierte: „Wenn die Kinder im Sommer Ferien hatten, dann hab ich mir mit einer Lehrerin da, Bescheid gesagt, daß ich auch 14 Tage oder 'ne Woche mitmache, Ferienlager, nicht, die Jungs waren meine, die Mädchen konnt sie nehmen. Die Jungs waren meine, immer, immer Jungs. Mein erstes Kind mußte 'nen Junge sein.“

Neben ihren Schilderungen männlich-dominanten Auftretens blitzen zwischen den Zeilen andere Facetten ihrer Persönlichkeit auf: „Ich hab früher immer, für mich alleine, wenn mich mal einer angefahren hat oder so was, ich nur geweint, geweint. Ich konnte mich nicht durchsetzen, ja. Aber wie mein Vater starb, dann war ich auch ganz auf mich alleine angewiesen“ (weint).

Ihre Trauer, Einsamkeit und Verzweiflung, die hinter ihrem rebellischen Auftreten verborgen ist, durfte keiner sehen. Im Alter von 16 Jahren verliert sie ihren Vater. Sein Tod ist ein massiver Einschnitt in ihr Leben: „Ja, mein Vater war Alles für mich ... das war schlimm, das war das Schlimmste, was man mir weggenommen hat.“

Sie verliert den einzigen ihr liebevoll zugetanen Menschen in ihrer Familie und ist der ambivalent erlebten Mutter und den Brüdern, die nur kontrollierenden Einfluß auf sie nahmen, ausgeliefert. Neben der Trauer um den Vater muß Gertrud auch den Verlust des sozialen Status der Familie verkraften. Sie muß von den kaufmännischen Schulen gehen, der Betrieb des Vaters, den sie einmal übernehmen sollte, wird geschlossen. Die Tatsache, daß die einzige Tochter das Lebenswerk des Vaters fortsetzen sollte, mag noch einmal die tiefe Verbundenheit von Vater und Tochter demonstrieren. So erzählt sie ihre Geschichte über weite Strecken als eine, die sich in die Epoche vor Vaters Tod und in die Zeit nach Vaters Tod aufteilt. Der idealisierte Vater spielt bis heute eine große Rolle in Gertruds Leben, es scheint, als sei er für sie gar nicht gestorben. Die Tatsache, daß er sie schlug, und daß er sie in eine höchst zweifelhafte Rolle in der Familie brachte, sie gegen ihre Wünsche auf eine ihr fremde berufliche Bahn brachte, gewinnt nicht weiter an Wichtigkeit auf dem Hintergrund ihrer verklärenden Verblendung. Sicherlich hat ihr Vater ihr die Sicherheit gegeben, die sie so notwendig brauchte, indem er sie stark reglementierte. Ohne den Vater ist sie später ihren recht archaischen Impulsen hilflos ausgeliefert. Seine Prügeleien erscheinen in ihren Schilderungen auch erotisch besetzt zu sein.

2. Die Männer

Nach dem Tod ihres Vaters beginnt Gertruds promiskuitives Leben. Als sollte die Gier nach Männern ihren Vater wieder lebendig machen, beginnt sie ständig neue Beziehun-

gen. Vom 18. Lebensjahr an wird ihr Wunsch nach einem Kind, natürlich männlichen Geschlechts, übermäßig stark. Sie feiert die Schwangerschaft ein paar Stunden nach der Empfängnis als Triumph: „Heute hab ich es gepackt, das weiß ich hundertprozentig, daß ich 'nen Kind krieg'.“

Ein Kind zur Vervollständigung ihrer selbst steht stärker im Vordergrund als eine tragfähige Beziehung, in der das Kind aufwachsen kann. Es scheint, als würde sie Männern mißtrauen, ein Kind, das bleibt, die Männer, die gehen: „Als ich schwanger war mit mein Sohn, da sah ich schön aus, so schön hab ich nie wieder in mein Leben ausgesehen.“

Sie fährt auf Geheiß ihrer Chefin zur Ostsee in den Urlaub, als sie heimkehrt, hat der Vater des Kindes sich in den Westen abgesetzt. Die Enttäuschung wird abgewehrt: „Ach wissen Se, das interessiert mich eigentlich gar nicht.“

Sie hat in der Familie ihres Freundes keine Anerkennung gefunden, der Mann läßt sie, ohne ein Wort zu sagen im 5. Schwangerschaftsmonat allein. Auf seine späteren Bemühungen, sie zu sich in den Westen zu holen, reagiert sie ablehnend. Sie nennt Rücksicht ihrer Familie gegenüber als Motiv, das Angebot auszuschlagen. Zwei ihrer Brüder waren bei der Volkspolizei, sie wären durch ihre Übersiedlung in den Westen beruflich existentiell gefährdet gewesen: „Unter Tränen habe ich ihm einen Brief zurückgeschrieben, daß es nicht machbar ist, ich muß bleiben, wo ich bin. Ich möchte nicht, daß meine Geschwister dadurch ihre Existenz verlieren, dann muß ich eben auf ihn verzichten, ja.“

Sie überhöht ihren Verzicht ethisch-moralisch, um die Wut und Enttäuschung nicht zu spüren. 1955 wird ihr erster Sohn geboren. Ohne Unterhaltszahlungen zu bekommen, schlägt sie sich mit ihrem Kind durch. Nach anderen kurzen Beziehungen und mehreren Ortswechseln bringt sie 1961 ihren zweiten Sohn zur Welt. Sie ist umtriebig, unsetzt, wirkt in dieser Zeit wie auf der Suche. Für das Scheitern der Beziehungen macht sie externe Faktoren wie die politischen Umstände, die Eltern der Partner oder aber der miserable Charakter des jeweiligen Mannes verantwortlich: „Hinterher hab ich dann die zweite Pleite erlebt, aber da hab ich selber Schluß gemacht. Hätte ich gegwußt, daß ich hinterher wieder son Stiesel, daß ich hinterher son Stiesel heirate, dann hätte ich den auch behalten können. Das wär dann egal gewesen.“

Schon hier deutet sich ihr Fatalismus an, eigentlich ist es beliebig, was ich tue, für mich gibt es kein Glück. Neben den Opfergeschichten stehen heroisch anmutende Histörchen, oft tauchen sie kurz hintereinander auf: „Aber das hat man dann auch verkraftet, ich muß Ihnen ehrlich sagen, ich mußte alles verkraften, ob ich wollte oder nicht, das ging einfach nicht anders, ich mußte das alles so hinnehmen. An und für sich muß ich sagen, hab ich's auch gut überstanden.“

Kurz nach der Geburt des zweiten Kindes macht ihr späterer Mann ihr einen Heiratsantrag. Für sie unvermittelt, fragt er sie in der Kneipe, ob sie ihn heiraten will. Sie willigt ein, weil: „Na ja, für Spaß war ich immer zu haben.“

Die Unreife ihrer Entscheidung wird zudem dadurch deutlich, daß sie ihn heiratet, weil alle anderen dagegen waren oder sie sogar gewarnt haben: „Ich sage ja, ja sage ich, und wenn ihr jetzt alle dagegen seid, jetzt heirate ich ihn erst recht.“

Die kindlich-trotzig anmutende Entscheidung wertet sie als Errungenschaft. Sie sieht eine Möglichkeit durch Herbert, ihren zukünftigen Mann, ihre früheren Enttäuschungen zu

kompensieren: „Aber dann hab ich auch gemerkt, daß was du gerade willst und was du dir immer aussuchst, was du für richtig hältst, das ist das Gegenteil, was du dir überhaupt aussuchst, was gar nicht zu dir paßt, ja, das hab ich mir dann auch gesagt, da hab ich gesagt, da machst du's mal andersrum.“

Sie kannte ihren Mann schon seit Jahren, sie hatte ihn als Kinderfreizeitbetreuerin schon mehrfach in die Ferien begleitet. Diese Konstellation, er das Kind und sie Mutterersatz und Erzieherin sollte das Rollenscript dieser Verbindung bleiben. Herbert ist sechs Jahre jünger als sie: „Ich bin immer, immer an jüngere Männer geraten, ob ich das wollte oder nicht. Das ging absolut nicht, daß ich mal einen erwischte hab, der auch so alt war wie ich.“

Darüber läßt sich mit ihr nicht diskutieren:

I.: „Wie kommt das, daß Ihnen das so wichtig ist?“

G.: „Das ist mir sehr wichtig.“

I.: „Warum?“

G.: „Das ist mir sehr wichtig. Weil ich so bin. Weil man mich so gemacht hat!“

I.: „Was ist denn mit den alten Männern, finden Sie die uninteressant, unattraktiv?“

G.: „Nee, gar nicht, ich hab nichts gegen ältere Männer, absolut nichts, die können manchmal genauso attraktiv sein, wie andere Menschen auch, aber mir ist das so vorprogrammiert worden und ich will das nicht mehr anders.“

I.: „Wer hat Ihnen das denn programmiert?“

G.: „Ist mir in die Wiege gelegt worden wahrscheinlich, ich weiß nicht.“

Sie will die Kontrolle behalten, eine gleichwertige Partnerschaft scheint ihr zu bedrohlich zu sein. So beschreibt sie auch die Heirat Herberts als einen heroischen Akt, ihn aus den Klauen seiner dominanten Mutter und seinen herrschsüchtigen Schwestern befreit zu haben. Zudem imponiert ihr seine „Jungfräulichkeit“ enorm: „Er war nun son Mensch gewesen, hatt noch keine groß, noch keine Frauen kennengelernt, und so war, und das war, wollen wir mal sagen, was mir noch am meisten imponiert hat an ihm.“

Bald nach der Eheschließung beginnt ein Kampf mit dem Partner auf Leben und Tod. Die Stufen der Bedrohung durch den Mann, Beschimpfungen, Schläge, sich steigernder Alkoholismus, unberechenbare Aggressionsausbrüche, Morddrohungen, schrauben sich langsam immer höher: „Also, aggressiv, ich sag Ihnen und vor allem diese Aggressivität, die konnte er so noch, ooch noch steigern, wissen Se, der konnte sich da hinein steigern, also es ist, als wenn einer jetzt 1,8 im Turme hat, oder noch mehr im Turme hat und steigert sich, sich in seiner Wut hinein.“

Im Kontrast dazu stehen Zeiten, in denen beschreibt sie ihren Mann, als „den liebsten und besten Menschen auf der Welt.“ Bestimmend bleiben jedoch aggressive Ausbrüche mit und ohne Alkohol. Er konnte sich ihren Schilderungen gemäß in Sekunden zur Raselei steigern. Waren die „Anfälle“ wie sie es nennt vorüber, so war er von Schuld und Scham gekennzeichnet: „Die erste Zeit ging es mal nen Tag denn so, über den Tag rüber, so bis zum nächsten Tag ging's ihm denn schon, mittags, denn kam er schon angekrochen, da her er sich schon geschämt, da hat er ne ganze Woche lang geweint.“

Sie schildert Herbert als suizidal: „Wissen Se, was der mir für Sachen vorgemacht hat, das konnten Sie sich nicht mehr aushalten und dann wollt der sich uffhängen, dann wollt der sich die Pulsadern durchschneiden, und alles für, der manchmal Mist im Kopp gehabt, sie haben manchmal gedacht, sie haben nen dreijähriges Kind vor sich, ja. So ein, ein ein Blödsinn.“

Sie kann ihn nicht begreifen bzw. sich einfühlen und versucht den aggressiven Dekompensationen ihres Mannes mit erzieherischen Maßnahmen beizukommen. Interessanterweise macht sie sich schon damals die Justiz zum Verbündeten. Mit einem älteren Rechtsanwalt heckt sie eine Scheidungsklage aus: „Er muß wissen, wo die Grenze ist, ha'm wir die Scheidung fabriziert ... Ich hab das so weit hingekriegt, ich hab die Scheidung bekommen, um ihm einen zu verpassen ... Ja, wir sind geschieden worden. Er wollte nicht, aber er mußte.“

Gertruds soziale Intelligenz ist erstaunlich, sie bewegt ein ganzes Gericht zu diesem „Schabernack“. Eine räumliche Trennung der beiden kam nie zustande. Als Versuch eines Neuanfangs ist der nun folgende Umzug einhergehend mit einem Arbeitswechsel zu werten. Sie stellt sich im Interview als die Vernünftige dar, die die Aufgabe hatte, den verwahrlosten Mann zu erretten. Die sexuelle Beziehung zwischen den beiden scheint ursächlich dafür, daß sie sich nicht von ihm lösen kann.

G: „Nun gut, wollen wir mal sagen, hm, das hört sich alles ein bißchen bescheuert an, hm, im Bette war er der beste Mann, nen besseren Ehegatten konnte man sich nicht wünschen ...“

I.: „Aber Sie hatten 'ne ganz tolle Sexualität zusammen?“

G.: „Oh, ja, die haben wir uns zusammen aufgebaut. Die haben wir uns zusammen aufgebaut und das ... und deshalb, ich sage ja, ich hab 'nen unbescholtenen Mann gekriegt damals und das war das Bedeutend- das Bedeutenvollste, was ich jemals bekommen habe in mein Leben. Es war immer meins, es hat mir alleine gehört. Un das war ... das war eben das Schönste, das Schönste von allem, was uns überhaupt miteinander verbunden hat.“

Sexualität als ein verbindendes Element der beiden Eheleute stellt Gertrud wie eine Insel dar, die ihre Schilderungen des Alltags kontrastiert. Nur sie darf sich seiner bemächtigen, er gehört ihr. Welcher Natur die sexuelle Beziehung von Gertrud und Herbert genau war, läßt sich nur erahnen. Sie will ausdrücklich niemand, auch mich nicht, in ihr Schlafzimmer gucken lassen: „Ich sehe, entweder ich war selber besessen von ihm, ich meine, wollen wir mal ganz ehrlich sein ... Wissen Se, ich muß Ihnen jetzt ehrlich sagen, ob Se's mir glauben oder nicht, mein Schlafzimmer war mein Heiligtum. Da gab's, da kam niemand rein, kam kein Fremder rinn und auch kein Fritz (Hausfreund) ... Ich sach, aber das was hinter im Schlafzimmer, hinter der Schlafzimmertür passiert mit meinem Mann, das geht keine Menschenseele etwas an, auch dir nicht. Ich sach, du kannst es zu mir, noch so viel eintrichern, ich sach, das wirst du nie erfahren.“

Denkbar sind zwei unterschiedliche Interpretationen. Durch den sado-masochistischen Charakter der Beziehung, den Kampf Tag für Tag, den anderen zu bezwingen, mag das Schlafzimmer der Ort der Versöhnung, des Gleichklangs und der Symbiose gewesen sein. Nur in der sexuellen Begegnung war noch Verständigung möglich.

Ebenso plausibel jedoch erscheint mir auch die Vermutung, daß der sado-masochistische Charakter der Bindung auch in der Sexualität Ausdruck fand und beide durch pro-grediente Perversionsbildung, eingebunden in Rituale und somit Verlässlichkeiten, ihre Beziehung festigten.

3. Die Fesseln der Liebe

In Gertruds Bericht erscheint Herbert, ihr Ehemann, als ein problembeladener Mensch. Ihm ist die Abgrenzung vom Elternhaus, von der Mutter und den Schwestern nur mit Hilfe

von Gertrud gelungen. Er sah wohl in ihr, die resolut, stark und erwachsen auftrat, eine Möglichkeit, sich altersadäquat abzunabeln. Gertrud wirkt vordergründig überlegen. Sowohl der Altersunterschied als auch die Tatsache, daß sie zwei Kinder hat und als sexuell erfahren gilt, lassen sie für Herbert, der sehr ich-schwach beschrieben wird, attraktiv erscheinen. Die Beziehung der beiden ist von Anfang an hierarchisch strukturiert. Sie übernimmt die Rolle der großen Schwester, wenn nicht die der Mutter. Herbert stellt für Gertrud den unbescholtenen Mann dar, vor dem sie keine Angst haben muß. Er wird ihr nicht fortlaufen, denn er ist von ihr abhängig. Er wird sie nicht in unvertraute Rollen pressen, die sie irritieren könnten. Als Schwester von jüngeren und älteren Brüdern kann sie in Beziehung zu Herbert ihre vertrauten Verhaltensregister ziehen. Die Pflegeorientierung gilt dem jüngeren Bruder, die Kampfdimension dem älteren. Zwischen diesen beiden Beziehungsangeboten oszilliert die Kommunikation von Seiten Gertruds.

Die Entscheidung zur Ehe mit Herbert fällt spontan, vermutlich unter nicht unwesentlichem Alkoholeinfluß. Beide lassen sich keine Gelegenheit, sich kennenzulernen, ihre „Wesen zu schauen“. Gertrud kann ihr „Versprechen“, eine starke Frau für Herbert zu verkörpern, nicht halten. Schon bald nach der Eheschließung kommt sie in Kontakt zu ihrer eigenen Bedürftigkeit, ihre Wünsche nach symbiotischer Verschmelzung, die sie bislang „erfolgreich“ abgewehrt hat, werden wach. Da emotionale Nähe bei Gertrud sofort die Verusterfahrung des Vaters und die vielen Enttäuschungen mit Männern reaktiviert, muß sie sie hysterisch abwehren. Sie muß sich Herbert psychisch vom Leibe halten, ihn domestizieren, um nicht von Panik überschwemmt zu werden. 1966 wird ihre gemeinsame Tochter geboren. Schon früh antizipiert sie das schlimme Ende: „Ich sag, weiß du, es ist schon ein Loch da, durch deine Schlägereien, die du mit mir machst. Ich sach, das Loch ist schon so groß, ich werd's dir jetzt erklären, jedesmal, wenn du mich schlägst, das Loch wird größer. Es wird immer größer, ich sach, weißt du, was eines Tages kommt für mich? Der Abgrund und dann heißt es für mich, entweder ich springe rein oder es passiert irgendetwas ganz Schlimmes, ich weiß es nicht.“

I.: „Das haben Sie schon immer gewußt?“

G.: „Hab ich zu ihm gesagt, ich sach, bitte, sach ich, ich hab ihm gebettelt, tu es nicht so weit kommen lassen, ich sach, ich weiß es nicht, was es ist. Ich sag, tu mir das nicht an. Ich sag sch....., ich sach, tu, tu mich da nicht hineinstoßen, sag ich.“

Das Loch steht als Symbol für Gertruds Selbst, es droht durch Abhängigkeit unerträglich groß zu werden. Sie gerät in Panik über ihre Ohnmacht. Intuitiv wußte sie, daß sie in Konfrontation mit absoluter Ohnmacht vernichtende Destruktivität zu entwickeln in der Lage ist. Beide lösen sich aus den symbiotischen Verschmelzungsepisoden durch unterschiedliche Formen der Distanzgewinnung. Sie betrügt ihn mit seinem besten Freund, er prügelt sie unvermittelt, in Situationen, die sie als harmonisch erlebt: „Und plötzlich fing mein Herr an, mit mir die wilde Sau zu spielen.“

Im Alkoholrausch setzt er die Regression fort. Herbert betäubt seine Enttäuschungen, auch darüber, daß diese Frau nicht so stark und mächtig ist, um ihn zu erlösen. Er flieht in die Rolle des Kindes, des Kranken, des Bedürftigen. Dann wieder überfällt ihn ein massiver Groll, so schwach zu sein.

Gertrud kompensiert mit Arbeit. Sie arbeitet übermäßig viel, zum Teil doppelte Schichten und sonn- und feiertags, um ihrem Mann, der stark konsumorientiert beschrieben wird, den Luxus zur Verfügung zu stellen, den er braucht. In solchen Zusammenhängen taucht

immer wieder die Formulierung: „Er war ja jünger als ich“ auf. Sie steht unter Druck, ihn halten zu wollen. Sie demütigt sich, um ihm einen angenehmen Lebensrahmen als Tribut zu Füßen zu legen. Sie zahlt dafür sowohl den Preis der Entfremdung von ihren Kindern, als auch den, ständig am Rande der körperlichen Erschöpfung zu stehen. Sicherlich stellt die viele Arbeit auch eine Möglichkeit für Gertrud dar, dem häuslichen Drama zu entfliehen. Durch die schwere Männerarbeit, die sie leistet, scheint es, kann sie die Kränkungen, die sie durch ihren Mann erfährt, kompensieren. Ist sie männlich identifiziert, sind die narzißtischen Wünsche vorübergehend zu lindern.

Der Kampf der beiden kreist um die Themen: Wer definiert die Beziehung? Wer führt und wer folgt? Die gesamte Beziehungsdynamik ist vom Alkohol umhüllt. Mir drängt sich die Vermutung auf, daß auch sie stark getrunken hat, obwohl sie es nicht explizit erzählt. Es verwundert mich, daß sie sich zu dem Thema ausschweigt, da Gertrud sonst wenig beschönigt. Da sie wenig emotional und kognitiv differenziert ist, sind von ihr bewußte Verschleierungen kaum zu erwarten.

Während des Interviews spricht sie von Zeit zu Zeit lallend, als sei sie betrunken. Je emotional dichter die Situation ist, die sie schildert, desto verwaschener wird ihre Sprache, was ich als Indiz gemeinsamen exzessiven Alkoholabusus werte. An Wochenenden werden ihre sado-masochistischen Leidenschaften mit viel Alkohol als Katalysator zelebriert. Es klingt nach Regressionsinszenierung, gemeinsam ist beiden nur noch der „Geliebte Alkohol“, über den sie Verbindung zueinander bekommen. Auch die Geschlechtsrollenunsicherheit, die beiden auf ihre spezielle Weise eigen ist, wird im alkoholisierten Zustand betäubt. Die Fiktion von Harmonie wird jedoch jedesmal abrupt durchbrochen, die Wohnung zertrümmert, die Kleidung zerschnitten, verbale und tätliche Demütigungen und Erniedrigungen folgen Schlag auf Schlag. Die gewalttätigen Auseinandersetzungen sind auch von ihrer Seite aus so massiv, daß auch zu einem früheren Zeitpunkt der Tod eines der Partner hätte eintreten können. Es scheint dem Zufall überlassen zu sein, wer hier sterben muß: „Ein einziges Mal, da bin ich dann auch mal beigegangen, da hab ich so ne Wut gekriegt, da saßen wir so schön zusammen auf der Couch, war gar nichts, und wir haben uns, wir haben noch gelacht und gemacht. Auf einmal kriegt der ooch son Vogel. Da hab ich wirklich man einmal zurückgehauen, da hab ich ihm direkt zwei Zähne 'rausgedroschen, da hab ich gedacht, na ja, warte mal, jetzt hast es live erlebt, jetzt kriegste se, ja, ich hab wirklich darauf gewartet.“

Es gelingt ihnen beiden nicht, sich zu trennen. So groß ist ihre Angewiesenheit aufeinander. Die Abhängigkeitsstruktur setzt sich auch in ihrer Partnerschaft durch. Sie sind ineinander verstrickt, keiner kann ohne den anderen leben, miteinander geht es jedoch auch nicht. Die Abgrenzung, die Gertrud von ihrem Mann nicht gelingt, kann sie Fritz, dem „Hausfreund“ gegenüber mühelos, wie es scheint, vollziehen: „Ich brauchte 'nen Menschen, der wenigstens mal mit mir anständig und vernünftig redet und wenn's nur für

2 Stunden war, die wir zusammen waren. Wir haben uns nie verabredet, wenn er da war, war er da und denn war's schön.“

Fritz war ihr Tröster und Vertrauter, sie will jedoch nicht mit ihm fortgehen. Sie weist ihm einen Platz als Liebhaber zu. Als sie eines Tages ihrem Mann von dem Verhältnis berichtet, um ihn zu verletzen, ist sie enttäuscht, daß er nichts dagegen einzuwenden hat. Als ob sie sich gewünscht hätte, von ihm in ihre Schranken gewiesen zu werden, sagt sie: „Hör mal zu mein Freund, ich bin ja immer ehrlich zu dir gewesen, aber jetzt will ich dir mal was erzählen, jetzt hast du nen Grund, jetzt kannst du mich schlagen. Bis jetzt hast du keinen Grund gehabt, mich zu schlagen, aber jetzt kannst du mich schlagen. Jetzt

hast du nen Grund mich zu schlagen. Ich hab mich vor ihm hingestellt, er war nüchtern, sonst hätt ich mir das gar nicht erlaubt, wenn er einen getrunken hätte, dann hätt ich nichts gesagt. Hab ich ihm das gesagt. Ich sag, so sag ich, damit du's weißt, ich hab 'ne große Freundschaft schon lange mit Fritz.

Ja, wenn er mir jetzt eine geflatscht hätte, so richtig eine geklatscht hätte, dann hätt ich mir gesagt, so das ist dafür, daß du das getan hast. Oder mir noch eine dazugegeben und wenn ich so zurückgefliegen wäre, dann hätt ich gedacht, jetzt hat er, jetzt hat er einmal Courage und jetzt hat er dir gezeigt ... jetzt hat er ja Recht, jetzt hat er 'nen Recht dazu, nun gut 'nen Recht dazu?

... ordentlich mal, aber ... hätte ich verstanden, wenn mir einen, wenn er mir Brei gehauen hätte. Hätt ich noch danken sollen, ja, hätt ich gemacht, hätte ich gesagt, endlich hast du mal begriffen, wo's lang geht, daß de mal 'nen Grund hast, mich zu prügeln, aber.“

Sie sucht nach Struktur, die sie innerlich verloren hat, er hätte sie ihr geben sollen. Sie will eigentlich einen starken Mann, der ihr klare Regeln für das Leben einer Ehefrau an die Hand gibt, damit sie Orientierung zurückgewinnt. Im Beziehungsclich von Herbert und Gertrud wird auch seine verständnisvolle Haltung zu einer Waffe, die er gegen sie einsetzt, um sie noch tiefer zu verletzen. Er verweigert ihr den Halt, seine Alkoholabhängigkeit nimmt zu: „ und vor allen Dingen war's so schlimm, so schlimm, wie gesagt, daß er nicht mehr aus dem Glas getrunken hat, nur noch die Flasche am Hals gehabt hat.“

Analog werden die Brutalitäten massiver, er bedroht sie mit Messern, würgt sie, schlägt sie arbeitsunfähig. Gertrud reicht zum zweiten Mal, nach 20 Jahren Ehe, die Scheidung ein. Wieder nicht, um sich von Herbert zu trennen, sondern um ihn mit Hilfe der Justiz zu disziplinieren: „Ich sag, Mann sage ich, verstehst du immer noch nicht, zwischen uns muß 'ne Mauer sein. Daß ich einmal sagen kann, so mein Freund, wir sind geschieden, bis hierher und nicht weiter. Ich sach, damit du endlich mal begreifst, nach 25 Jahren, sag ich. Daß du endlich weißt, wo der Weg lang geht. Kannst du nicht begreifen, oder willst du nicht begreifen. Da hat er sich hingesezt ... und hat bitterlich geheult.“

4. Die Hilfe von außen

Wahre Armeen Helfender werden von Gertrud mobilisiert. Es gelingt ihr, viele Menschen auf ihre Seite zu ziehen. Sämtliche Arbeitskollegen sind eingeweiht und sollen auf Herbert achten. Nach ihrer Darstellung habe auch die konsultierte Psychiaterin ihr recht gegeben, daß es sich bei ihrem Mann um eine Bestie handeln müsse: „... (Die Psychiaterin) haut mit der Faust auf den Tisch. Und das eine will ich Ihnen sagen, Herr G., Ihre Frau kriegt von Ihnen ab jetzt kein Kind mehr. Es reicht so, daß ein Mensch wie Sie auf der Welt herumläuft. Und ein Kind haben se ja, sie haben 'ne Tochter. Von Ihnen kommt kein Kind mehr auf die Welt.“

Die Justiz unterstützt sie mit „Scheinscheidungen“. Ihr „Hausfreund“ will ihr helfen, eine neue Existenz aufzubauen. Die Kinder bieten ihr wechselseitig Unterschlupf an. Auch die Polizei ergreift Herbert gegenüber eher zu pädagogisch anmutenden Interventionen. Sie alle sind Mitspieler in dem von Gertrud inszenierten sado-masochistischen Trauerspiel. Die Unterstützung, die sie erfährt, wird sogleich zur weiteren Demütigung Herberts benutzt, was seine Attacken dann wieder verschärft. Zwischen den Partnern herrscht ein Macht-/Ohnmachtdilemma.

Bei Gertrud bleibt das Gefühl zurück, immer allein gewesen zu sein. Und das ist sie auch, denn es ist keinem der zahlreichen Helfer gelungen, das Spiel zu durchbrechen. Ihre tiefe

Bedürftigkeit ist durch all die oben genannten Interventionen nicht berührt worden. Niemand hat ihr Einhalt geboten. Auch in der Tatnacht wird sie allein gelassen: „Wissen Sie, so kommt immer nen Mensch vorbei, ob das mein Sohn war oder sonstwie wer, kam immer einer vorbei. Den Abend kam niemand, es kam kein Mensch vorbei. Ich hab da gegessen, ich hab geweint, ich hab geschlortert an Händen und Füßen, ich konnt nicht mehr denken, ich konnt überhaupt nicht mehr denken, ich wußte nicht mehr, was ich machen sollte.“

Sie sitzt und wartet auf Rettung von außen. Sie versteht ihre Einsamkeit nicht, wo sie doch so viel für andere getan hat. Bis zur Selbstverleugnung hat sie sich aufgeopfert, zugesehen wie die Familie aß, während sie hungerte: „Ich sach, ich hab schon gegessen. Ich hab aber nicht geweint, ich war ganz stur.“

5. Die Tat

Die Scheidung bringt nicht die ersehnte Besserung. Wie durch unsichtbare Ketten sind die beiden aneinander gefesselt. Sie wählt das Bild von Hänsel und Gretel und illustriert damit ihre Bindung als eine von zwei ausgestoßenen Kindern, die über weiter nichts verfügen als Geschwisterbande. In ihren Schilderungen taucht ihr Mann als derjenige auf, der all ihre Trennungsbemühungen sabotiert. Es drängt sich der Eindruck auf, daß auch Gertrud ihn viel zu sehr gebraucht hat, als daß sie sich hätte trennen können. Gertrud delegiert die Verantwortung für das Scheitern oder den Fortbestand der Beziehung an ihren Mann. Obwohl sie sich als die Macherin präsentiert, muß er dafür Sorge tragen, daß sie morgens pünktlich zur Arbeit kommt. Er soll Vaterqualitäten an den Tag legen, über die der labile Herbert gar nicht verfügt. So trägt er auch die „Schuld“ an ihrem Verhältnis zu seinem besten Freund: „Ich sag, du warst derjenige, der mir den Fritz in die Finger gespielt hat, ich sag, das hört sich jetzt 'nen bißchen doof an, wenn ich das sage, ich sach, du bist schuld, du warst jedesmal die Ursache.“

Die Enttäuschung darüber, daß er ihr keine Regeln setzt und ihr damit nicht hilft, ihren inneren Impulsen Herr zu werden, nimmt sie ihm übel und stellt den Nährboden ihrer Aggressivität dar. Nach der zweiten Scheidung beschließen die beiden, erneut zu heiraten. Ausschlaggebend war für Gertrud vordergründig die Sorge um die Enkelin, die aufgrund der Inhaftierung ihrer Tochter in einem Heim untergebracht war. Sie wollte das Kind zu sich nehmen. Gertrud ist in hohem Maße mit dem Schicksal der Kleinen identifiziert. In der Enkelin sieht sie sich selbst als das verlorene Kind, dem es an Zugehörigkeit und Fürsorge fehlt. Herbert geht zunächst auf den Wunsch Gertruds ein. Sobald er gewahrt wird, welche schlagkräftige Waffe er mit dem zu erkämpfenden Sorgerecht in Händen hält, funktionalisiert er die Enkelin. Er hält Gertrud zunächst hin, bis er sich ihren Plänen gänzlich verweigert. Ihre seelischen Schmerzen werden unerträglich, durch das Kind erhält sie eine Brücke zum Ausdruck ihres unendlichen Leides. Um sich selber vermag sie noch immer nicht zu klagen.

Ihre Befindlichkeit kurz vor der Tat beschreibt sie folgendermaßen: „Und den Abend, ich sach Ihnen jetzt, ob Sie's mir glauben oder nicht, das war's Ende. Das war, inner Art, wie mich physisch so fertig gemacht, daß ich nicht mehr wußte, was hinten und vorne war. Ich wußte nichts mehr, ich konnte nicht mehr denken, ich wußte nicht mehr, was machst du jetzt, was tust du jetzt. Und vor allen Dingen, er hat sich denn immer ringekippt, hingepackt auf de Couch, das dauerte denn ne Stunde, denn wieder hoch, zu, zur Toilette, im Schlafzimmer alles war aufgerissen, geguckt mich geschubt und denn...“

Ihr Mann geht nicht mehr zur Arbeit, es drohte seine völlige Verwahrlosung. Sein Trinken wird nur noch durch kurze Schlafphasen und Brutalitäten Gertrud gegenüber unterbrochen. Am Morgen vor der Tat hatte Herbert vergessen, ihr den Wecker zu stellen, sie kam nicht mehr zur Arbeit. Panik ergreift sie, den Arbeitsplatz als letztes strukturgebendes Element zu verlieren, sie spricht von ihrem Tod: „Können sich ja erstmal vorstellen, wie ich erstmal 'rumgetobt hab, wie so 'ne Wahnsinnige. Alles konnt ich vertragen, aber nicht verschlafen. Das war für mich mein Tod, da konnt ich nicht leiden, das war nicht drinne. Hab ich ihm erstmal fertig gemacht, das war klar ... Da is er denn erstmal hochgesprungen, da hat er mich erstmal Maß genommen, da hat er gesagt, was mir überhaupt nur einfiel, das wür, er müßte, ihm ist das scheißegal, was aus mir wird und er wird es so weit treiben, daß ich auch noch meine Arbeit verliere und, und, und. Ach, Sie können sich gar nicht vorstellen, das war die Hölle auf Erden. Aber so, in diesem Maß ging's schon die Woche und den Tag ganz besonders schlimm. Und dann fing er an, er hat sich angezogen, hat sich erstmal Schnaps jede Menge besorgt, damit er recht viel trinken kann. Da hat er mich nur noch bedroht und mir immer wieder, sobald er in meiner Nähe sehen lassen hat, ‚Mach heute keinen falschen Schritt‘ oder ‚red‘ heut nicht nicht verkehrt,‘ oder so,,, ‚denn heute erlebst du was, was ich dir schon immer versprochen habe.‘ So immer also, immer wo er auftrat, wo er mich getroffen hat oder gesehen hat, ging das rund, nur Bedrohungen, nur Bedrohungen, nur Bedrohungen, daß er mich umbringt. Da hab ich gesagt, ist gut, ich wußt schon vor Angst nicht mehr, also wirklich, ich war, ich wär‘ in einer Verfassung drinne, das kann sich kein Mensch vorstellen.“

Sie tötet Herbert in dieser Nacht, während er schläft. Sie erwürgt ihn mit einer Paketschnur. Der Kampf der beiden ist so eskaliert, daß sie zu einem Befreiungsschlag ausholt: „... und der Zeitpunkt war da, für mich was zu tun.“

Ihr Bericht über die Tat ist von einem „als-ob-Charakter“ gekennzeichnet. Konkrete Erinnerungen fehlen ihr, sei es, daß sie selbst stark alkoholisiert war und eventuell sogar in einem pathologischen Rauschzustand handelte oder aber den Schrecken über ihr eigenes Tun verdrängen muß, um weiterleben zu können. Es ist ebenso denkbar, daß die Tat eine aggressive Dekompensation einer Co-Abhängigen (vgl. Rennert, M. 1989) darstellt. Sie rekonstruiert: „Ich muß es wohl gewesen sein, es war ja sonst niemand da.“

Die Tötungsform veranschaulicht die phallisch-narzißtische Persönlichkeitsstruktur Gertruds, sie wählt eine männliche Tötungsform, das Erwürgen. Tagelang lebt sie mit dem Toten unter einem Dach weiter: „Ja, ich hab ihn jeden Tag angeschrien, angebrüllt, daß er wieder wach wird. Ich hab ihn angefleht, die Augen wieder aufzumachen, das müssen Sie sich mal überlegen, ja! So bekloppt war ich schon.“

Die Abhängigkeit ist zu stark, als könne sie ihn hergeben. Sie beschreibt ihren Verlust wie folgt: „Hm, oh, ja, das ... kann ich Ihnen nicht sagen (weint heftig) ... er hat in mich gelebt, wissen Se, es war, er war ein Stück von mir, es war ein, ein, ich weiß nicht, wie ich's sagen soll, das is, das war so, wie se mir ihn weggenommen haben, als wenn se mir eben was rausgerissen haben, mir fehlt was, mir fehlt das. Das ist weg, als wenn man so'n Kind gewesen ist und es nimmt einem plötzlich einer was weg, was man sehr lieb gehabt hat, ja, das ist das, das bleibt mir ewig anhängen, das weiß ich. Das werd ich nicht vergessen.“

6. Die Schuld

Die Auseinandersetzung Gertruds mit ihrer Schuld bleibt abstrakt. Sie fühlt eher eine „Schuld“, daß sie nicht in der Lage ist, Reuegefühle zu entwickeln: „Aber, ich selber, ich

hab, ich hab das Schuldgefühl nicht, verstehen 'se? (klingt verzweifelt), und da werde ich nicht mit fertig.“

I.: „Sie denken, Sie müßten eines haben?“

G.: „Ich muß eins haben, weil ich das ja angeblich gemacht hab. Ich hab mir das denn nachher auch selber gesagt, ich war's.“

I.: „Aber Sie wundern sich, daß Sie's nicht fühlen können?“

G.: „Nein, ich kann das nicht fühlen, mir tut das alles leid, daß es passiert ist. Das ist wahr, das tut mir unheimlich leid. Obwohl ich ihn manchesmal wirklich gehaßt hab' wie die Pest, das stimmt schon. Aber so weit wollt ich das nicht kommen lassen, daß es wirklich so gewesen, so passiert ist.“

Dann wieder an anderer Stelle tauchen Spuren von Schuld auf: „Wissen Sie, wenn ich Schuldgefühle habe, dann tun mir diese Schuldgefühle auch weh (weint), daß ich da gar nicht mit leben kann. Ja, daß es passiert ist, das tut mir unendlich leid und das tut auch sehr weh, das sage ich Ihnen so wie's ist, da werde ich nie mit fertig.“

Insgesamt scheint die Verwirrung der Gefühle an dieser Stelle der Ausdruck all der unverarbeiteten Psychodynamik der Tat. Die nicht differenzierten Beziehungswünsche bei nicht vorhandener Beziehungskompetenz sind ihr bis heute nicht deutlich. Gegenseitige Erwartungen wurden tief enttäuscht, so daß sich ein sado-masochistisches Agieren entwickeln konnte. Dominierend sind zum Zeitpunkt des Interviews eher Versagensgefühle: „Aber das weiß ich, verstehe ich bis auf den heutigen Tag nicht, daß ich das nicht geschafft habe, daß ich da versagt habe. Aber ich muß Ihnen auch ganz ehrlich sagen, hab ich schon oft gesagt, das kann man wirklich als Schlußwort sagen, ich bin ein schlechter Verlierer, ja, ein sehr schlechter Verlierer bin ich. Ich will nicht sagen, daß ich immer als Sieger dastehen wollte oder was, aber verlieren, etwas verlieren, was mir in mein, meinem Leben sehr, sehr viel bedeutet hat, das verkrafte ich kaum, das ist schlimm. Das habe ich aber schon oft gesagt. Wenn man sich das eingestehen könnte, wär's schon viel wert, ein schlechter Verlierer zu sein.“

Sie hat die Beziehungskollusion nicht auflösen können. So bleibt es bei der Fragestellung: „Du oder ich, das kann man wirklich laut sagen. Es gab nur noch eines, dieses du oder ich ... Nur einer hat eine Chance, das ist das, was man wirklich dazu sagen kann.“

Es klingt recht selbstverständlich, daß dieses „du oder ich“ zu ihren Gunsten ausgefallen ist.

In ihren Träumen in der Haft taucht Fritz, ihr 15 Jahre jüngerer „Hausfreund“ auf, er bietet ihr Schutz, weil er ein „so guter Kumpel“ war. Er ist ihr Verbündeter, ihr Gefährte für die nächste Zeit. Er war am Abend vor der Tat noch bei ihr, so daß sich fast die Vermutung aufdrängt, er könne zumindest im Erleben Gertruds mit dem Tötungsdelikt in Verbindung gebracht werden. Von Fritz trennt sie sich nach der Verhaftung, wieder einmal als Heldin, um Peinlichkeiten zu ersparen. Nur ein einziges Mal taucht ihr Mann in ihren Träumen auf: „Ein einziges Mal ist er im Traum erschienen, das war ein, ein, ein, war furchtbar, da wir ich so, so, das hat mich gar nicht gestört, ne, ne, so was kann man gar nicht erzählen, ein Traum, ne. Er hat mir die Spritze hier zwischen dem Hals durchgejagt, ja. Ja, da hab ich zu ihm ganz eiskalt gesagt, du kannst se mir wieder rausziehen, meine Zeit ist noch nicht dran zu sterben. Bist selber schuld, daß de tot bist.“

Als wollte sie sagen: „Ich bin die Herrin über Leben und Tod. Du kannst mich penetrieren so viel du willst, mich beherrschst du nicht!“

7. Die Inhaftierung

„Ich war froh, ich war froh, daß ich drinne war. Ich hab gebettelt, daß die mich endlich wegschaffen. Ich hatt es satt, ich wollt nicht mehr.“

In den Mauern der Haftanstalt findet sie zunächst Erlösung. Ruhe kehrt ein, der Kampf ist vorüber, ja vielleicht sogar gewonnen. Das Verhör soll schnell vorüber sein. Gertrud fordert die Polizei auf, ihr zu sagen, was sie hören wollen, damit sie endlich abgeschlossen wird: „Ich war froh, ich war froh, daß ich drinne war. Ich hab gebettelt, daß die mich endlich wegschaffen. Ich hatt' es satt, ich wollt nicht mehr.“

Im Schicksal ihrer Tochter, die als Jugendliche kriminell wurde, antizipiert sie schon zuvor das eigene. Sie lief mit ihr zum Richter, bettelte, er möge die Tochter einsperren, sie selbst konnte ihr Schicksal nicht aufhalten: „Und wie ihr, meiner Tochter, das zweite Mal passiert ist, habe ich gesagt, weißt du, für dich ist es besser, du bist hier im Knast. Was willst du hier draußen?“

Die Inhaftierung erscheint ihr als rettende Instanz vor drohendem Verlust der Selbstkontrolle und völliger Verwahrlosung: „Ich mußte meine Tochter dreimal an die Hand nehmen und zum Richter gehen und fragen, wann er sie endlich mal einsperrt, damit sie nicht, nicht wer weiß was für 'ne Kriminelle wird.“

Auch Gertrud kann ihre Aggressionen nicht integrieren und kann ihre Abhängigkeit nicht lösen.

In der Haft ist sie plötzlich in einer Frauengesellschaft. Zunächst erlebt sie dieses unbekannte Terrain als beängstigend, schon bald aber, scheint es, kann sie sich ein wenig mit der Weiblichkeit aussöhnen, sich ihre abgespaltenen Persönlichkeitsanteile wieder aneignen. Sie räumt ein: „Jedenfalls die jungen Frauen, die mit mir zusammen waren, muß ich Ihnen ehrlich sagen, denen habe ich sehr viel zu verdanken, daß die mich da so über die Runden gebracht haben, ja die waren sehr lieb zu mir.“

8. Hubert

Durch Vermittlung einer Mitinhaftierten entsteht ein Briefkontakt mit einem 11 Jahre jüngeren Mann, der ebenfalls in Haft sitzt. Gertrud hat klare Vorstellungen davon, wie ihr Partner zu sein hat. Sie macht ihn ihrem Konzept passend. So z. B. gratuliert sie Hubert zum 48. Geburtstag, übersieht dabei, daß er erst 47 Jahre alt geworden ist, da sie unbedingt einen 10 Jahre jüngeren Mann zum Partner haben wollte. Sie hat sich wiederum einen lebensuntüchtigen, einsamen Mann ohne Angehörige gesucht, den sie erretten kann. Sie nennt ihn „Trottel“, sagt, sie müsse ihn „fordern“, greift zu drastischen Erziehungsmitteln, wie Trennung und Liebesentzug, damit er ihren Ansprüchen, nach Engagement und offensiver Lebensführung genügt: „Aber mein Hubert, den mußte ich mir erst erziehen.“

Die emotionale Bindung an Herbert bleibt in Gertrud trotz der neuen Bindung lebendig: „Er wird immer zwischen uns stehen ... Aber das tut da nicht ersetzen, was man verloren hat. Das können Se mir glauben, das ändert das nicht. Das kann niemand ersetzen, und das ist schlimm.“

Obwohl ihre Zukunftsvisionen fröhlich klingen, „noch ein paar Jahre in Frieden mit Hubert zusammenleben, viel reisen und es sich gemütlich machen“, beschleichen mich düstere

Impressionen. Zwar gibt sie an: „Ja, wissen Sie, was das einzig Gute ist, gut, ich hab jetzt meine Freiheit, aber ich muß ehrlich sagen, ich habe meine Freiheit teuer bezahlt. Und solche Freiheit, so teuer zu bezahlen, daß man einen Menschen opfern muß, oh, das ist nicht das Gute ... Aber ich werd' versuchen, was draus zu machen, das hab' ich mir vorgenommen, ja das hab ich mir vorgenommen. Ich werde daraus was machen, das hab ich den Psychologen versprochen. Das hab' ich hier allen im Haus versprochen, die tun alle was für mich, sind alle, ist wirklich wahr.“

Aber da ist nichts verstanden und verändert, kaum Fähigkeit, das eigene Verhalten nur in Ansätzen zu verstehen. Es wiederholt sich die gleiche Grundkonstellation noch einmal wie mit ihrem Mann. Bei mir bleibt Hoffnungslosigkeit und Sorge zurück. Hubert bietet für sie die ideale Projektionsfläche für ihre Sehnsüchte und Hoffnungen. Sie kann nicht allein sein, braucht diesen Traum einer glücklichen Zukunft. Wiederum sieht sie ihre eigenen Abhängigkeitswünsche nicht. Ihre Panik, in Abhängigkeit zu geraten, konvertiert sie in eine dressurhaft anmutende Beziehungsführung. Eigentlich, so sagt sie, will sie einen anderen Mann, jemand mit dem sie streiten und diskutieren kann, der ihr überlegen ist. Sie wählt aber den „Trottel“, aus Angst vor einer Begegnung mit einem ebenbürtigen oder überlegenen Mann. Sie stellt sich wieder als Helferin zur Verfügung und ungünstigerweise geht die Institution Justizvollzug auf diese Mesalliance ein. Hubert und Gertrud wird eine Wohnung zur Verfügung gestellt. Er wird entlassen, wenn sie draußen seine positive Sozialprognose verkörpert.

9. Der Psychologe

Der für sie zuständige Psychologe ist in ihren Augen ein „wunderbarer Mensch“, er half ihr: „Ja, also, ich mußte erst mal alles runterhaben von der Seele, verstehen Sie, das ist nicht so einfach, alles so schnell zu vergessen, vergessen, was heißt vergessen, vergessen kann man nie, vergessen kann man nie, das gibt's gar nicht. Aber ich mußte erst mal alles, meinen ganzen Frust und alles, was ich so hatte, meine Kinder und alles, das war alles nicht so einfach.“

Er scheint ihr Selbstkonzept zu unterstützen: „Ich hab mal zu meinem Psychologen gesagt, soll ich mich nun ändern oder was?“ „Nee“, sagt er, „Sie können sich sowieso nicht mehr ändern. Bleiben Sie mal lieber so, wie Sie sind. So gefallen Sie mir viel besser.“

Die Fürsorge, die er ihr entgegenbringt, tut ihr gut. Seine Hinweise, jedoch „man darf sich selber nicht vergessen“, seine vorsichtigen Zweifel an ihrer neuen Partnerwahl sind in Gertrud nicht emotional repräsentiert.

10. Die sozialen Bindungen

Von ihrer Familie ist Gertrud fast alleingelassen. Ihre beiden jüngsten Kinder haben schon lange den Kontakt zu ihr abgebrochen, ihr Ältester besuchte sie sporadisch, hat sie jedoch am Wochenende vor dem Interview entgegen seinen Versprechungen nicht abgeholt. Insgesamt fällt auf, wie undeutlich der Stellenwert der Kinder in Gertruds Leben ist. Sie werden lediglich am Rande erwähnt, ihre Erzählung über sie ist recht farblos und kaum affektiv greifbar. Es bleibt ihr der Besuch des Bruders und seiner Frau einmal pro Jahr und die Projektionsfläche Hubert.

Literatur

- Jaeggi, E. & Faas, A. (1991). Denkverbote gibt es nicht. Unveröffentlichtes Manuskript, Technische Universität Berlin.
- Rennert, M. (1989). Co-Abhängigkeit - Was Sucht für die Familie bedeutet. Freiburg: Lambertus.
- Schütze, F. (1977). Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Bielefeld: Manuskript.
- Trube-Becker, E. (1974). Frauen als Mörder. München: Goldmann.

Anschrift der Autorin

Heidi Möller
Kaiserin-Augusta-Allee 84
12099 Berlin